

Prolog: Das Bild



Da ist es wieder, das Bild. Eine Photographie mit schlichtem Rahmen und Passepartout an der Wand des Zimmers, wo ich heute übernachtete. Die Wirkung ist auch nach so vielen Jahren und trotz der grässlichen Blumentapete immer noch überirdisch: Der klare Blick aus dem schmalen, jungen Gesicht seitlich in die Weite gerichtet, Augenbrauen, Nase, Kinn rein gezeichnet, so wie die Photographen früher es so schön konnten, natürlich schwarzweiß. Die Schatten zaubern ein durchscheinendes Leuchten auf die hohe Stirn und die glatten Wangen. So schmal ist er normalerweise nicht gewesen, inzwischen weiß ich das.

Ich kenne dieses Bild schon immer, oder besser: An die Zeit, wo ich es noch nicht kannte, habe ich keine Erinnerung. Es ist Teil einer Heimat, eines Ankers in meinem Leben, konstant durch alle Umzüge und Wechsel seit der Kindheit.

„Das ist Karl, unser kleiner Bruder.“ Alles andere blieb unausgesprochen.

Der dunkle Uniformkragen mit der breiten Paspelierung der Unteroffiziere um den schmalen Hals, der Adler auf der Brust so weit am unteren Bildrand, dass die Fänge mit dem Hakenkreuz gerade nicht mehr zu sehen sind, die Schulterklappen weisen ihn als Fahnenjunker - Feldwebel in der „San.Offz.Erg.Abt.8“ aus, das war ab 1943 die Bezeichnung für die Studentenabteilung an der Universität Breslau.

Nie habe ich mir Gedanken gemacht, was man mit Haaren anstellen muss, damit sie so akkurat vom Scheitel schräg nach hinten verlaufen und übergangslos mit den kahl rasierten Seiten verschmelzen. Aber das auf dem Bild sichtbare linke Ohr, dieses unglaubliche Segelohr, das habe ich oft fasziniert angestarrt. Gerade waren die Beatles auf die Bühne der Welt getreten, und ich überlegte, ob John, Paul, George oder Ringo unter ihren Frisuren wohl solche Ohren verstecken könnten wie die von Onkel Karl? Zumindest bei George gab es Anzeichen.

Karl war nicht zurückgekehrt, so viel hatte ich verstanden. Geblieben in einem Krieg, über den mir gegenüber nicht gesprochen wurde, der aber in den Herzen und Köpfen der Menschen noch allgegenwärtig war.

Und weil nicht darüber gesprochen wurde, entfaltete das Bild seine eigene Aura, verströmte Trauer und Wehmut, ließ den kleinen Jungen etwas ahnen von der zeitlosen Schönheit vergeblichen Edelmut, wie er ihn etwas später in den deutschen Heldensagen entdecken würde.

„Reproduktion 1947“ lese ich neben der schwungvollen Signatur des Photokünstlers auf dem Passepartout. Das war das Jahr, bevor ein Russlandheimkehrer mit seinem grausamen Bericht die Ungewissheit beendete, aber gleichzeitig den letzten Funken Hoffnung austrat.

Nichts ist zeitlos, auch die Heimat bei „den Tanten“ nicht. Als erstes starb die „Oma“, meine Urgroßmutter. Sie hatte stets mit List dafür gesorgt, dass ich beim „Schwarzen Peter“ gegen sie gewann und war auch jedes Mal von neuem pflichtschuldigst beim Blick in ihren kleinen Spiegel zurückgeprallt, wenn ich wieder heimlich die vergrößernde Hohlspiegelseite nach vorn gedreht hatte: „Na da soll doch einer... So ein Schreck! Ich möchte doch wirklich einmal wissen, welcher Halunke immer den Spiegel umdreht!“ Die Verzweiflung über den sinnlosen Tod ihres einzigen Sohnes hat sie mit ins Grab genommen.

Viele Jahre später, ich hatte schon lange Frau und Kinder, starb meine Großmutter und bald darauf auch die zweite der drei Schwestern. Die Uhr tickte: Fragen, die ich jetzt nicht stelle, werden für immer unbeantwortet bleiben.

Als ich erstmals den dicken, vergilbten Aktenordner mit den Briefen und Dokumenten in Händen hielt, waren die ersten Aufzeichnungen bereits auf meiner Festplatte abgespeichert: „ok – Protokolle“. Natürlich hatte ich mich auch vorher schon mit meiner Tante – eigentlich müsste es „Großtante“ heißen – über die alten Zeiten unterhalten, aber jetzt wurde es ernst, jetzt sollte ein Stück Wahrheit vor dem Verblässen gerettet werden, jetzt durften auch schmerzhaft Fragen nicht mehr umschiffen werden.

„Was ist Wahrheit?“ Zum ersten Mal empfinde ich diese uralte Frage als beängstigend. Früh Verstorbene sind Lichtgestalten, stehen auf einem Sockel, Söhne allzumal. Was, wenn Karl in Wahrheit ein unangenehmer Mensch war? Würde ich das herausbekommen, und würde ich es überhaupt aufschreiben wollen? Noch einen Schritt weiter: Wie hielt er es mit den Ungeheuerlichkeiten seiner Zeit?

An diesem Punkt muss ich innehalten, denn nun wird es persönlich: Was treibt mich überhaupt, dieses Buch zu schreiben? Beruf, Familie, meine Leidenschaft für die Musik und ein ausgeprägter Hang, lang auszuschlafen – wozu noch eine weitere Baustelle?

Natürlich, da ist die Freude am Schreiben, am Formulieren, Erfinden, Verknüpfen, Schicksal spielen, keine Frage. Aber warum ausgerechnet dieses sperrige, schwergewichtige, immer noch von offenen Wunden und Fallstricken gespickte Sujet? Die Antwort ist: Ich habe mit dem „Tausendjährigen Reich“ noch eine Rechnung offen. Ich verdanke den Menschen der Kriegsgeneration viel und bewahre einigen von ihnen ein liebevolles Andenken. Sie haben mein Fühlen und Denken tief geprägt, und das geht über das vielzitierte „Gegessen wird, was auf den Teller kommt!“ weit hinaus. Deshalb lässt mich die Katastrophe nicht los: Was hast du aus den Menschen gemacht? Aber eben auch anders herum: Was habt ihr aus eurer Zeit gemacht?

Die Originalaufnahme ist 1943 entstanden, nachdem Karl mit knapper Not die Diphtherie überstanden hat. Es gibt andere Bilder, auch eins in Uniform, wo er weitaus kräftiger, natürlicher, jugenhafter wirkt, dort ist auch eine Familienähnlichkeit auszumachen, die hier fehlt. Warum ist die Wahl auf dieses alabasterhafte, nachweislich untypische Porträt gefallen?

Schon ein oberflächlicher Blick auf den Lebensweg, ein erstes Überfliegen der Briefe macht klar: Karl war kein oppositioneller Geist oder gar Widerstandskämpfer, ebenso wenig wie er den nationalsozialistischen Herren als Vorreiter oder Scherge gedient hat. Die Stationen seines kurzen Weges liegen vor mir: Kindheit, Schule, auch Hitlerjugend, Reichsarbeitsdienst, Wehrmacht, Medizinstudium, Festung Breslau, Gefangenschaft, Tod. Über einige Lebensabschnitte weiß ich viel, über andere so gut wie nichts.

Um ihn zum Leben zu erwecken, werde ich erfinden müssen: Zeitliche Lücken gilt es zu schließen – was habt ihr beim Arbeitsdienst gemacht? – und Tiefen sind auszuloten – was magst du hier gefühlt und dort gedacht haben?

„Reproduktion 2017“: Wird am Ende des Weges ein Porträt stehen, das diesen Menschen wahrheitsgemäß nachzeichnet? Ich werde es nicht erfahren. Aber noch einmal: Was ist Wahrheit?